

Volker Weidermann

Max Frisch

Sein Leben, seine Bücher

Kiepenheuer & Witsch

1. Auflage 2010

© 2010, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © *Max Frisch 1951 im Central Park, New York*,

mit freundlicher Genehmigung des Max Frisch-Archivs, Zürich

Autorenfoto: © F.A.Z. GmbH

Gesetzt aus der Sabon und der Akzidenz Grotesk

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04227-6

Für Freia

Inhalt

- Vorwort 9
1. Er beginnt 13
2. Erste Bücher 43
3. Der Schriftsteller als
Architekt 71
4. Familie, Theater und ein
Schwimmbad 91
5. Große Entwürfe 113
6. Dramatiker 141
7. Der Durchbruch 175
8. Der Erfolgsautor 203
9. Geschichten von der
Liebe 243
10. Weltruhm 271
11. Immer wieder Amerika 301
12. Die späten Jahre 335
13. Es geht zu Ende 361
- Nachwort 397
- Kurzvita 399
- Bibliografie 404

Vorwort

Nein, das geht natürlich nicht. Eine Biografie über Max Frisch – das ist ja genau der Schrecken, gegen den er ein Leben lang angeschrieben hat. Das fest gefügte Gebäude eines Lebens, zusammengefügt aus unverrückbaren Bausteinen, die Stein für Stein den lebendigen Menschen einmauern, bis die Wände ihn schließlich ganz umschließen und jede Bewegung unmöglich machen. Eine Biografie ist kein Spiel, eine Biografie – das ist der Tod. Der Tod des beschriebenen Menschen, der Tod seines Werkes, Tod der Liebe.

Dagegen anzuschreiben, das ist ein zentrales Motiv seines Schreibens von Anfang an. Flucht. Beweglichkeit. Neuerfindung des Ich. Sehnsucht nach einem anderen Leben, anderen Menschen, anderen Büchern – das ist das Ziel des Schreibens, das Motto des Lebens von Max Frisch: Leben als Entwurf, Leben als Möglichkeit, als immer wieder neu zu erfindende Ich-Geschichte. Ist diese Ich-Geschichte nach dem Tod eines Menschen auserzählt? Ist es Zeit, hundert Jahre nach der Geburt die Mauern um dieses Leben endgültig hochzuziehen? Um das Leben und Schreiben von Max Frisch? Nein, natürlich nicht. Eine Biografie über diesen Mann muss sich genau dieser Herausforderung stellen, muss den Versuch unternehmen, das Leben dieses phänomenalen Schriftstellers als Möglichkeit zu beschreiben. Als eine von vielen möglichen Geschichten seines Lebens und Schreibens – als ein Spiel, zusammengesetzt aus Bildern, Geschichten und Erinnerungen, ein Spiel zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Wer war Max Frisch? Diese einfache Frage wird dieses Buch nicht beantworten. Max Frisch hat eine Vielzahl von Leben gelebt, hat eine Vielzahl von Entwürfen ausprobiert, ist einen weiten Weg gegangen: vom einsamen Ich-Sucher in Dubrovnik und männerstolzen Bergautor in den Schweizer Alpen zum konservativen geistigen Landesverteidiger in Uni-

form, vom Architekten zum Dramatiker, vom Bin-Sprengmeister zum Brecht-Schüler, vom politischen Wirkungsautor zum Dichter der Subjektivität, von rechts nach links, von einem Leben zum anderen. Immer auf der Suche, immer unterwegs. Wohin?

»Die Zeit verwandelt uns nicht. Sie entfaltet uns nur«, hat er in seinem ersten Tagebuch geschrieben. »Indem man es nicht verschweigt, sondern aufschreibt, bekennt man sich zu seinem Denken, das bestenfalls für den Augenblick und für den Standort stimmt, da es sich erzeugt. Man rechnet nicht mit der Hoffnung, dass man übermorgen, wenn man das Gegenteil denkt, klüger sei. Man ist, was man ist. Man hält die Feder hin, wie eine Nadel in der Erdbebenwarte, und eigentlich sind nicht wir es, die schreiben; sondern wir werden geschrieben. Schreiben heißt: sich selber lesen. Was selten ein reines Vergnügen ist; man erschrickt auf Schritt und Tritt, man hält sich für einen fröhlichen Gesellen, und wenn man sich zufällig in einer Fensterscheibe sieht, erkennt man, dass man ein Griesgram ist. Und ein Moralist, wenn man sich liest. Es lässt sich nichts machen dagegen. Wir können nur, indem wir den Zickzack unsrer jeweiligen Gedanken bezeugen und sichtbar machen, unser Wesen kennenlernen, seine Wirrnis oder seine heimliche Einheit, sein Unentrinnbares, seine Wahrheit, die wir unmittelbar nicht aussagen können, nicht von einem einzelnen Augenblick aus –.«

Darum geht es hier in dem vorliegenden Buch: um Täuschungen und Selbsttäuschungen, um Zickzack-Pfade und mögliche Wahrheiten, um Fehler, Zweifel und Selbstkritik. Mit Max Frisch ist man nie am Ende. Das ist der Zauber seines Werkes. Er hat sich immer wieder neu erfunden, hat die Beweglichkeit seines Denkens, die Zweifel an sich selbst in seine besten Bücher immer mit hineingeschrieben. Das hält sie lebendig, das macht sie modern. Max Frisch ist bis heute einer der modernsten Autoren der deutschsprachigen Literatur geblieben. Weltläufig, wie sehr er auch an seinem kleinen Heimatland hing und mit ihm haderte, politisch, wie radikal

er im Alter seine politischen Wirkungsdramen auch infrage stellte. ER war maximal subjektiv und prägte dabei doch das kollektive Gedächtnis der Schweiz und vor allem Nachkriegsdeutschlands wie kaum ein zweiter Autor. Ja, er, der in seinen Büchern immer wieder zeigte, dass es ein gemeinsames Gedächtnis nicht gibt, hat durch sein Schreiben so etwas wie die Möglichkeit eines solchen gemeinsamen Gedächtnisses erzeugt. Immer wieder wandten sich Leser an ihn mit persönlichen Fragen und Nöten, weil sie dachten, er kenne sie. Er müsse sie kennen, denn er hatte doch von ihnen geschrieben. Und wirklich hatte das immer wieder am Anfang seines Schreibens gestanden: die Suche nach Gemeinsamkeiten mit den Menschen da draußen, das Bedürfnis nach Kommunikation, nach einem Gespräch mit dem Leser. »Die Angst, allein zu sein im Dschungel der Unsagbarkeiten«, hat er es einmal genannt. Die Angst, allein zu sein.

Dass diese Angst viele Millionen Leser mit ihm teilten, dass sich Millionen Leser von dieser Angst angesprochen fühlten, das ist vielleicht der erstaunlichste Triumph des Lebens und des Schreibens von Max Frisch.

1. Er beginnt

**»Ich denke immer und
unablässig nur an mich«
Über das Anfangen**

Da sitzt ein junger Mann mit einer Schreibmaschine auf den Knien und weiß nicht, worüber er schreiben soll. Er muss sich beeilen, die Maschine ist nur geliehen, am nächsten Morgen muss er sie zurückgeben. Bis dahin braucht er eine Geschichte für die Zeitung, eine gute und lange Geschichte. Er wird nach Zeile bezahlt, und er braucht Geld.

Drei Monate zuvor ist sein Vater überraschend gestorben, er war erst Architekt, dann Liegenschaftsvermittler, nicht sehr erfolgreich. Wenn er einmal ein gutes Geschäft gemacht hatte, gab er das frisch verdiente Geld gleich mit vollen Händen aus. So war nie für längere Zeit Geld da, es reichte immer so gerade. Trotzdem sollten die Söhne studieren, durften sogar ihr Fach frei wählen. Der Ältere, Franz, entschied sich für Chemie, er hatte schon früh die Familie an regnerischen Sonntagnachmittagen mit explosiven Experimenten unterhalten. Eine Halbschwester haben die beiden Brüder auch. Emma Elisabeth, vier Jahre älter als Franz, hat der Vater nach dem frühen Tod seiner ersten Frau mit in die Ehe gebracht. Max, zwölf Jahre jünger als die große Schwester, will Schriftsteller werden, darum studiert er Germanistik. Als der Vater stirbt, ist er im vierten Semester an der Universität. Der Vater hinterlässt einen Berg Schulden, den der Bruder, der schon im Beruf steht, bereit ist, langsam abzutragen. Trotzdem wird es für Max und die Mutter finanziell sehr eng. Dem jungen Studenten wird von seinem Professor ein kleines Stipendium angeboten, um sein Studium fortzuführen, doch er lehnt ab. Er ist der Universität überdrüssig, kann dem wissenschaftlichen Arbeiten nur wenig abgewinnen, er will arbeiten, schreiben, eigenes Geld verdienen, sich bewähren im Leben.

Jetzt sitzt er also da, in der Wohnung seiner Tante in Zürich, wo seine Mutter und er nach dem Tod des Vaters untergekommen sind, er hat die Schreibmaschine auf den Knien und denkt nach, was er schreiben soll. Eine Überschrift hat er schon: »Ich erhänge mich«. Aber er erhängt sich natürlich nicht und schreibt auch nicht darüber, er hat sie nur gewählt, um die Leute neugierig zu machen auf den Text, in dem es dann aber um beinahe nichts gehen wird, außer eben um einen Mann, der eine Schreibmaschine auf den Knien hat und nicht weiß, was er schreiben soll. Bis er plötzlich, mitten im Text, von einem Schock berichtet: »Wie Eiscream läuft es mir durch den Rücken«, schreibt er ebenso euphorisch wie unbeholfen. Die Tasten der Leihmaschine hätten ihn angesehen, »als wollten sie etwas lächeln«. Und was? »Hier sind wir, mein Lieber, und du brauchst uns nur in der richtigen Reihenfolge anzurühren, so geben wir dir das monumentale Dichtwerk aller Zeiten, mein Lieber.« Und er begreift: »In diesem kleinen schwarzweißen Tastenbrettchen schlummert die ganze Literatur der Zukunft.«

Es ist der Juni des Jahres 1932. Max Frisch ist einundzwanzig Jahre alt. Sein ganzes Werk liegt noch vor ihm.

Nur eine Woche nach dem Tod des Vaters hat er einen Text über sich selbst geschrieben, über Max Frisch, über den Tod des Vaters und den Beginn des neuen Lebens. Über seine Hoffnungen, die er mit dem Schreiben verbindet, über die Hoffnungen des Lebens, über die große Sorge, das Beste schon verpasst zu haben, vielleicht schon zu alt zu sein, um neu zu beginnen. »Was bin ich« nannte er den Text, den er in zwei verschiedenen Versionen schrieb. Eine Zürcher Studentenzeitung nahm ihn sofort an und druckte ihn, die Zeitschrift »Schweizer Spiegel«, der er eine andere Fassung zugeschickt hatte, druckte ihn nicht, sondern ließ ihn liegen. Der zuständige Redakteur schwankte wohl, ob er die selbstbegeisterte Ich-Bespiegelung des Autors für den lächerlichen Größenwahn eines großsprecherischen Scharlatans oder die

berechtigte Anfänger-Euphorie eines großen Talents halten sollte. So hob er den Text auf, bis endlich klar war, dass etwas dran war an dem jungen Mann von damals und an seinem Text, der von seinen schwierigen Anfängen berichtete. Als man den Text schließlich wirklich druckte, fügte man ihm die redaktionelle Anmerkung hinzu: »Der Beitrag lag seit 1932 auf unsrer Redaktion. Schon damals hatten wir die Absicht, ihn erst zu publizieren, wenn der Autor sich einen Namen gemacht habe.« Das war 1948, sechzehn Jahre nachdem der junge Max Frisch den Text eingeschickt hatte.

Wie fängt einer an? Wie fängt einer an, der Geld verdienen muss und schreiben will? Der von einem Beruf als Berufung träumt, der all die verachtet, die Geld verdienen, um leben zu können, und leben, um Geld zu verdienen? Max Frisch beschreibt sich selbst auf dem Flur einer Zeitungsredaktion, verachtet sich selbst für seine Angst vor dem Gespräch mit dem Redakteur, »einfach läppisch, dass ich immer dieses Herzpochen habe«, lacht er über sich: »Aber hör jetzt bloß auf mit dieser Herzpocherei; wahrscheinlich tut er dir überhaupt nichts.« Er hängt seinen Gedanken nach, überlegt, ob er aufstehen sollte, wann immer jemand an ihm vorbeigeht, denkt aber immer erst daran, wenn derjenige schon wieder vorbei ist, und stellt sich schließlich verwirrt dem Redaktionsgehilfen vor, in früher James-Bond-Manier: »Wie bitte? Mein Name ist Frisch. Max Frisch, stud. Phil. Ich bin bestellt auf zehn Uhr.« Der Gehilfe bittet ihn, ruhig wieder Platz zu nehmen, Frisch wendet die Peinlichkeit und Selbstverachtung in Verachtung gegen den armen Gehilfen: »Das ist ja bloß so ein Kuli. Und wie er durch den Korridor läuft auf seinen schiefen Sohlen! Hast wohl dein fünfzehnjähriges Dienstjubiläum schon hinter dir? Und wenn man all deine Läufe durch diesen öden Korridor zusammennähme, so hättest du damit vielleicht die Erde umwandern können. Unsere ganze Erde. Warum hast du es nicht getan? Beruf heißt nicht Strafanstalt.« Und er verhöhnt den armen Mann innerlich noch ein bisschen weiter, träumt seine eigenen Hoffnungen in ihn

hinein, meint, wenn er auf seiner Erdumwanderung durch »seltsame Dörfer, durch Länder mit unauslöschlichen Farben« gekommen wäre, dann wäre er jetzt vielleicht ein Maler oder ein Forscher. Aber so ist er eben nur ein Kuli geworden, und der junge Student hier ist noch gar nichts, nicht einmal Student ist er mehr, sondern arbeitslos. Mit großen Vorstellungen vom Leben in einer noch sehr dürftigen Wirklichkeit. Das Vorstellungsgespräch verläuft mittelerfolgreich. Ob er Praxis habe, wird er natürlich gefragt, der sich als Journalist vorgestellt hat. »Nein«, muss er da sagen, und er kennt es ja schon, diese »Kaffeemühle«, wie er es nennt, will er Praxis sammeln, heißt es: »Ja, haben Sie denn schon etwas Praxis?«, und er sagt Nein, und dann sagt das Gegenüber, dass es ihm leid tue und er nichts für ihn machen könne und immer so weiter, das Leben als eine »glatte, grifflose Wand«. Und er träumt sich wieder davon, in die Idee seines Lebens hinein: »Und wenn ich Romane schreiben würde? Oder Novellen? Oder Komödien? Und wenn ich hineingreifen würde in diesen Strom von Ideen und Empfindungen, wenn ich diese schillernden Farben ans Ufer reißen würde und, statt sie alle verströmen zu lassen, sie in feste Worte gießen würde, wenn ich denen da sagen würde, wie es aussieht in mir ...«

Wie es aussieht in mir – darum geht es Max Frisch von Anfang an, auch in seinen journalistischen Texten. Jetzt beschreibt er, eine Woche nach dem Tod des Vaters, wie er sich dessen Handschuhe überstreift, noch vor Kurzem, so schreibt er, habe er gedacht, er würde sie »nie anziehen, ohne an Vater zu denken. Und jetzt denke ich immer und unablässig nur an mich: was bin ich?«.

Mit Scham, schrieb Frisch Jahre später, schaue er inzwischen auf seine frühen journalistischen Arbeiten. Nicht nur die Pose war ihm peinlich, diese vorgespiegelte Lebenssicherheit, die nur seine fundamentale Unsicherheit verbarg, sondern vor allem, dass er den Journalismus missbraucht habe »als schlechte Literatur«. Als eine Gelegenheit, von sich selbst

zu sprechen, wo von den Gegenständen zu sprechen gewesen wäre.

Sein Gegenüber, der Redakteur, lässt Max Frisch hier, am Anfang seiner Karriere, aber erst einmal gar keine Möglichkeit, in einem Text von sich zu sprechen. Immerhin gibt er ihm überhaupt einen Auftrag: fünfzehn Druckzeilen für die Beschreibung eines Schaufensters. Mehr ist für den Anfänger nicht drin. Aber es ist mehr als nichts. Es ist ein Auftrag, und es ist, als gäbe er ihn sich selbst, wenn er schreibt: »Max. Fangen wir an, Max.«

Und er fängt an.

»Das war es doch, das Leben«

Traum vom Theater. Träume vom Ruhm

Wer fängt an? Was ist das für ein Mann da mit den zurückgekämmten dunklen Haaren, den etwas schiefen Zähnen und der kleinen Nase, die er nachts immer wieder massiert, in der Hoffnung, sie etwas stattlicher zu machen? Seine Anzüge sind aus feinem englischen Stoff, aber alle eine Nummer zu groß. Seine Augenlider hängen leicht herab, damals schon. Eine Lähmung der Lider, die sich im Alter noch verstärken wird, neben der Brille und der Pfeife geradezu das Markenzeichen des späten Frisch, wie ihn alle von den Porträts auf den Suhrkamp-Taschenbüchern kennen. Er hat später einmal erklärt, wie das kam. Er hätte im Halbdunkel liegen sollen, als er als kleiner Junge die Masern hatte, aber er las stundenlang im Licht der Taschenlampe unter der Bettdecke den »Don Quijote«. Er war eigentlich gar nicht so ein großer, begeisterter Leser. Anders als seine Klassenkameraden las er zum Beispiel keinen einzigen Karl May. Nur »Don Quijote« und »Onkel Toms Hütte«, die beiden Bücher dafür mit umso größerer Begeisterung und Hingabe. Und vom »Don Quijote« war ihm also ein Leben lang dieser Blick geblieben, den

ihm viele als Arroganz auslegten, andere als Schläfrigkeit oder Süffisance: »Ich habe als Schüler erfahren, wie sie den einen und andern Lehrer verdrossen hat: ein mäßiger Schüler und eine solche Arroganz.«

Vom Ruhm hat er früh geträumt. Allerdings nicht gleich vom Ruhm als Autor, sondern als Fußballtorwart, Nationaltorwart natürlich. Dabei war er gar nicht sehr sportlich, die schlechtesten Noten hatte er stets in Sport, aber Fußball spielte er immer mit Begeisterung. Doch bald schon galt dem Fußball nur noch die eine Hälfte seiner Lebenseuphorie: Ein Abend im Theater, so schreibt er einmal, habe ihn vollends umgeworfen. »Wieso Menschen, Erwachsene, die genug Taschengeld haben und keine Schulaufgaben, nicht jeden Abend im Theater verbringen«, versteht er nicht. »Das war es doch, das Leben.« Und als er dann eines Tages auch noch ein Stück auf der Bühne sah, mit Menschen, die modern gekleidet waren, und Max Frisch also erkannte, dass auch für ihn noch das Schreiben von Dramen möglich war, schrieb er einen Brief an den damals bekanntesten und wichtigsten Intendanten der deutschsprachigen Welt: an Max Reinhardt vom Deutschen Theater in Berlin. Der junge Wunschdramatiker kündigte dem fernen Mann in Berlin ein Stück unter dem Titel »Stahl« an. Zurück kam eine Karte, auf der der damals sechzehnjährige Frisch um die Zusendung jenes Stückes gebeten wurde. Höhnisch präsentierte der Vater die Karte am Mittagstisch, als wäre sie ein Witz, worauf der junge Dramatiker das Zimmer verließ, »vielleicht, das wusste ich noch nicht, für immer«, schreibt er in seinem kurzen Erinnerungstext »Autobiographie« aus dem ersten Tagebuch. Es war das erste Schriftstück, das ihn mit »Herr« anredete, die Eintrittskarte in eine neue Welt. Der Hohn des Vaters musste peinigend auf den Sechzehnjährigen gewirkt haben.

Der Vater ist streng, konservativ, meist fern. Er spielt für Max Frisch kaum eine Rolle. Eine »Gefühlslücke«, schreibt er später, aber auch nicht dramatisch, nicht im Sinne einer ersehnten Figur, die ihm fehlt. Er sei einfach nicht sehr wichtig

gewesen, aber auch kein Mann, von dem man sich dringend habe absetzen müssen, immerhin wählt Max Frisch später denselben Beruf. Franz Bruno Frisch sieht ein bisschen aus wie ein zufriedener Clown, auf den wenigen Bildern, die es von ihm gibt. Rundes Gesicht, Schnauzbart, einmal im Sessel, skeptisch eine Illustrierte prüfend, einmal mit weißem Hut und ruhigem Blick. Das Theater und die Kunst sind ihm fern und fremd. Was der Vater hasste: den Kommunismus. Und der größte Feind war ganz in der Nähe. Frisch schreibt in »Montauk«: »Lenin. (Das schmale Männchen, das im Nachbarhaus ein und aus ging; mein Vater sagte, der wolle alles in dieser Welt kaputtmachen.)« Bald nahm er den Zug nach Russland, um sein Werk zu beginnen. Russland. Für Frischs Mutter war das »das Märchenland«. Manchmal erzählte sie davon wie von einer anderen Welt, von Odessa, wo sie einst als Kindermädchen gearbeitet hatte und das sie liebte. Und wenn der kleine Max krank war, dann durfte er das Buch mit den russischen Märchen ansehen. Immer wieder. Er liebte dieses Buch. Und er liebte, wie sie erzählte von Russland, von Odessa. Als er sich ein Jahr nach dem Tod des Vaters auf eine lange Reise in den Osten Europas begab, schrieb ihm seine Mutter: »Ich freue mich riesig auf deine Reiseberichte u. fühle mich zurückversetzt in meine Jugend, als ich auch, wie du, den Drang in die Welt hatte und so viel Schönes, oftmals Gemeinsames mit deinem Gesehenen, geniessen durfte u. auch wie du aus Selbsterworbenem. Und hätte ich nicht diese Erinnerungen, die an ein Draussen-gewesen gemahnen würden, ich käme mir nach meiner dreissigjährigen, in der letzten Hälfte mich unbefriedigenden Ehe als Eingespernte vor. So aber kann ich sehr oft in Gedanken reisen u. auch dein Geschildertes gleich in ein Bild malen.«

Keine glückliche Ehe. Familie als Gefängnis. Die Mutter muss sehen, wie das Geld reicht, für die Familie, irgendwie. Immer in Angst vor der Pfändung. Wenn der Sohn ein neues Lehrbuch braucht in der Schule: Wovon bezahlen? In den Gas-Automaten der Wohnung muss man einen Zwanziger

einwerfen, damit die Flamme am Herd kommt. Oft ist kein Zwanziger da. Aber wenn Geld da ist, bekommt die Mutter eine goldene Brosche. »Er versteht sich nicht aufs Sparen. So müssen wir es lernen.« Von einem roten Rennrad in einem Schaufenster träumt Max jahrelang. Er weiß, dass er es nie bekommen wird. »Es steht mir nicht zu.« Immer wieder diese Geldsituationen, mit einem Mädchen im Segelboot, das Geld reicht genau für eine Stunde, dann kommt plötzlich eine Flaute, sie kommen nicht rechtzeitig zurück, es wird nicht reichen, das Geld. Aber »das ist nicht Armut, nur peinlich«. Die Mutter ist nicht nur die Finanzmanagerin der Familie, die die knappen Mittel verwaltet, sie ist auch die Künstlerin, die Träumerin, die die Sehnsüchte des jüngsten Sohnes versteht. Ihr Vater war Maler, Max Frisch zeichnete ihn später mit mildem Spott: »Er nannte sich Maler, trug eine erhebliche Krawatte, weit kühner als seine Zeichnungen und Gemälde.« Später leitete er die städtische Kunstgewerbeschule. Die Mutter spottete nicht über die frühen künstlerischen Versuche des Sohnes. Aber der ließ sich vom Desaster am Mittagstisch ohnehin nicht entmutigen. Im Gegenteil: Berlin hatte geantwortet. Das Deutsche Theater hatte geantwortet und ihn mit »Herr Frisch« angeschrieben. Die erste Sensation seines Lebens.

Er schickte das Stück ein, wartete lange Wochen, bis ihn endlich ein ausführlicher Bericht erreichte, von dem er kein Wort verstand, nur so viel: Man ermunterte ihn, weitere Arbeiten einzusenden. Doch immerhin eine Art Erfolg, den er der lächelnden Familie präsentieren konnte.

»Stahl«, erinnert sich Frisch, war ein großstädtisches, heroisches Untergangsstück gewesen, ein Held auf einem Hochhausdach, aus den Fenstern der Stadt dringt gelber Rauch, und am Ende weiß sich der Held nicht anders zu helfen als mit einem Sprung vom hohen Dach. Aus. Der ermutigte Dramatiker schrieb noch drei, vier weitere Stücke bis zur Matura. Darunter eine Ehekommödie und »eine Farce über die Eroberung des Mondes«, aber der Erfolg bleibt aus, und er muss er-

fahren: »Das einzige, was die Welt von all dem anerkannte, war die Matur. Der Gang an die Universität war unvermeidlich.«

»Bücher sind Entblößungen«

Begeisterte Lehrer, plötzliche Liebe

Er studierte Germanistik, um das Schreiben zu lernen, um etwas über das Schreiben zu erfahren. Es war ein Missverständnis, natürlich. Er hörte mal dies, mal das, auch Theologie, Kunstgeschichte bei Heinrich Wölfflin, Psychologie bei C.G. Jung, fand aber das Leben auf den Gängen meist interessanter als die Vorlesungen in den Hörsälen. Über einige seiner Professoren veröffentlichte er im April 1933 freundliche, beinahe enthusiastische Porträts in der »Zürcher Illustrierten«. Man wundert sich ein wenig, dass er das Studium so leichten Herzens aufgab, wenn man diese Porträts echter Literatur-Enthusiasten liest. Professor Bernhard Fehr spielt mit der Miene Buster Keatons vor übervollem Saal englische Gesellschaftsromane in verteilten Rollen nach, mit Theophil Spoerri wandert Frisch durchs Mittelalter: »Dann geht man ihm nach durch merkwürdige Gefilde, wo er uns dantische Strophen liest und manchmal stehen bleibt, um uns einen Ausblick zu zeigen auf unsere Gegenwart, einen ganz überraschenden Ausblick, wo wir uns plötzlich selber sehen und anders sehen als sonst. Noch kaum habe ich soviel Eigenartiges, Überdenkenswertes, Anregendes, Aufrüttelndes über unsere Gegenwart vernommen wie in diesen Vorlesungen: über das Mittelalter Petrarcas und Dantes.« Über Robert Faesi, der in seinen Vorlesungen gerne schamhaft auf seine eigenen Bücher verweist, heißt es verständnisvoll: »Denn Bücher sind solche Entblößungen und es gibt noch Autoren, denen das bewußt ist.« Bücher als Entblößungen – und Faesis Waffe, um sich zu schützen: »Die Ironie, immer blank und

glänzend.« Robert Faesi verdankt Frisch vor allem den Kontakt zur »Neuen Zürcher Zeitung« (NZZ) und später auch zur Deutschen Verlags-Anstalt, wo sein erster Roman erscheinen sollte. Der Lehrer, der ihn an der Universität jedoch am meisten beeindruckt, ist Walter Muschg. Gerade mal dreizehn Jahre älter als Max Frisch, ist er in der zutiefst konservativen, altehrwürdigen Atmosphäre der Universität ein großes Glück. Er ist ein Literatur-Enthusiast, einer, der die Literatur, von der er spricht, lebt, die Begeisterung lebt, einer der Wenigen auch an der Universität, der die bald darauf im nördlichen Nachbarland verfemte deutsche Gegenwartsliteratur, die Literatur von Juden, Pazifisten und politisch Missliebigen, auf dem Lehrplan hält, der 1948 die berühmte »Tragische Literaturgeschichte« veröffentlicht, in der er schreibt: »Das Menschliche ist der einzige Gedanke, an den wir die Dichtung ehrlicher Weise noch anknüpfen können. Sie menschlich verstehen heißt: sie in ihren nächstliegenden Ursachen zu begreifen und ernst nehmen, also nicht nur historisch oder philosophisch oder soziologisch, sondern als Ausdruck des persönlichen Lebensgefühls, das in den großen Dichtern vor uns steht. Sie haben einen Sinn des Menschseins ausgesprochen, der uns in den großen Dichtwerken und Dichterschicksalen noch ganz unmittelbar berührt. Wenn diese gelebte und gestaltete Wahrheit in ihrer menschlich ergreifenden Gewalt hervortritt und in ihren Ursprüngen sichtbar wird, hat die Literaturforschung ihre Hauptaufgabe erfüllt, und andernfalls hat sie sie trotz alles gelehrten Beiwerks und ästhetischen Raffinements versäumt.«

Muschgs Vorträge beschreibt Max Frisch schon damals, 1933, so: »Er sagt nicht: Kleist war zerrissen. Sondern er ist zerrissen und mitgerissen und reißt mit. Er springt aus sich heraus, über den Unterrichtsangestellten hinaus, wagt sich bis zum Menschen, der sich seines Herzens nicht schämt und sich darstellt in seiner Ergriffenheit, in seiner Verzücktheit und dessen Rede ein Kampf ist, ein augenblicklich in Worten gegossenes Erleben, ein Bekennen. O, wären es doch alle, wel-

che diesen Titel tragen: Professoren, das heißt: Bekenner! Er ist es! Wir haben ihn gern. Wir hängen an seinen Vorträgen.«

Aber ebenso anregend wie die Vorträge von Walter Muschg ist das Leben in den Gängen des Universitätsgebäudes. Immer wieder heftig verliebt, meist heimlich und unglücklich, ohne dass die Geliebte je etwas davon erfährt. Viel Erfahrung hat er noch nicht gesammelt. Als er seine erste Ehekomödie schreibt, hat er noch nie ein Mädchen geküsst, außer Thesy, ein flüchtiges Mal, schreibt er. Scheu, sehr scheu ist die erste Liebe – zu ihr: Thesy, seine erste Liebe, an die er sich in »Montauk« erinnert. Max Frisch und sein bester Freund sind beide in sie verliebt, sie schmelzen Blei, um daraus Ringe zu formen, erste heimliche Eheringe, die dann aber nach dem Erkalten enttäuschend unsilbrig, stumpf und unschön aussehen. Auf einer Klassenfahrt dürfen beide Freunde Thesy einmal küssen. Max Frisch ist ihr später, als er schon das erste Mal verheiratet war, wieder begegnet. Sie wohnte in der Wohnung über ihm und seiner Familie, unheilbar krank, bewegungsunfähig. Jahrelang ging er nicht zu ihr hinauf. Einmal, als ein Blitz seine Frau traf und Thesys Pflegerin sie zu ihnen hochholte, musste er hinauf und mit Thesy sprechen. Er kam nie wieder.

Seine zweite Liebe, Else, war eine Schauspielerin aus Österreich, mit einem Engagement am Zürcher Schauspielhaus für eine Spielzeit. Sie ging zurück nach Österreich, nach nur einer Saison, und verließ Max Frisch ungefähr zu der Zeit, als auch sein Vater starb. Wir wissen von ihr aus Briefen, aus Zeitungstexten und einem Roman. Max Frisch und sein öffentliches Leben und Lieben. Das fing früh an. Am 26. Juni 1932 erschien in der NZZ der Text »Ein Mensch geht weg«, ein Text über Else, über das Verschwinden eines Menschen aus dem Leben eines anderen, eines Liebenden, eines, der verlassen wird: »Das habe ich nie gewußt und ich hätte es mir gar nicht vorstellen können, daß sogar ein Schweigen aufhören kann, einfach aufhören kann, sterben kann. Denn ich habe noch keinen Menschen verloren und habe gedacht: ein

Mensch, solange er mir lieb ist, kann nicht einfach aufhören; auch wenn er weg ist, sondern überall, wo sein warmer Leib gestanden hat und seine Stimme getönt hat, wird er ein Schweigen zurücklassen, das mir niemand wegnehmen kann, das mir für alle Zeit bleibt. Jetzt aber spüre ich: nicht einmal ihr Schweigen hat sie mir zurückgelassen.« Und am Ende noch einmal: »Else – Aber sogar das hat aufgehört. Sogar ihr Schweigen ist gestorben, und wenn ein Ton hineinschlägt, zerklirrt es und splittert in mein Hirn.« Und auch in seinem ersten Roman, »Jürg Reinhart«, ist Else wieder da, als Schemen der Vergangenheit: »Ich begreife es nicht, dieses Vorüberfließen, Aufleuchten, Zerschmelzen.« Auch mit Else gab es das: »Und er erinnert sich an eine Skitour mit ihr, und wie er ihr von einem vergangenen Glück vorschwärmte, und erst jetzt begreift er: ›Ich Karnickel, da redete ich von meiner Glückseligkeit und begriff nicht, dass das Glück damals neben mir lag.« Und auch in einem Brief an seine Mutter taucht der Else-Schock wieder auf: »ich erinnere mich an diese else, welche ich in jener woche über alles liebte und an die ich mich klammerte wie an das leben selber; und wie sie dann ein kind war und mich nicht verstand, sodass mir auch dieser boden unter den füßen weggezogen wurde.« Zum Glück gab es für den Einundzwanzigjährigen noch diesen einen Trost – Mutti: »das war jener samstag, als es mir schlecht wurde, und ich glaube, dass du es warst, mutti, an die ich mich geklammert hatte.«

»Unsere Leuchtwoche!«

Früher Größenwahn und Ausruhen vom Ich

Aber er klammerte sich nicht nur an Mutti, sondern vor allem: an das Schreiben. Es ist spektakulär für den Leser von heute, der das Leben und Schreiben Max Frischs bis zum Ende kennt, diesen öffentlichen Beginn eines Schreibens, den